Duod. N. II. c. 39.

~~D.L. 1023.~~

D. L. 643

Vol: 93
39.

LD 6986

Blaschke sc.

Urania.

Von

C. A. Tiedge.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Neueste Auflage.

Wien 1817.
Bey B. Ph. Bauer.

U r a n i a.

E i n
lyrisch-didactisches Gedicht
in sechs Gesängen.

An

meinen Gleim,

zum zweyten Aprill 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weisen,
Den heut' in Emma's Hain ein schöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwey Unsterblichkeiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeistrung angeweht,

Die Muse Halladats um Deine Stirn gewunden;

O Dir, Du Sänger Gottes, weiht

Sich dieses Lied von Gott und der Unsterblichkeit.

Tiedge.

Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefsten Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille.

Es ist ein dämmerndes Friedensreich,
Das flisternde Lauben umgrünen;
Da ist mir am blühenden Rosengesträuch
Ein weihender Engel erschienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab,
Vertieft in unendliches Trauern;

Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfraun, schön,
Zu heiliger Bothschaft erlesen,
Entschwebte dem Lichte vergeltender Höhn
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.
So strahlt's an unsterblichen Stirnen;
Doch dämmert' es ernst durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenste Zürnen.

Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst du dem himmlischen Reigen? — —
Nun wandelte leises Getön durch den Wald;
Urania! scholl's in den Zweigen.

—

Gebeuthst Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich in frommer Begeisterung Dir
Der einsame, trauernde Sänger.

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort schwebt, vergöttert, mein Geist hinauf,
Entfesselt hinüber ins Freye.

Den Altar Uraniens richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,
Den heilige Schatten umschleyern!
Dort aber soll, hohe Vergötterte, Dich
Mein sanftester Harfenton feyern.

Erster Gesang.

Inhalt.

Der Zweifler schaut in die Zeiten friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstellungen einer skeptischen Philosophie an, und fordert von ihr seine harmlose Zuversicht, seine Ruhe zurück. V. 1—32. Ihn ergreift das Gefühl seines unvergeßlichsten Verlustes. Er blickt nach Hehra's, seiner Gattinn, Gruft, und die Erinnerung führt ihm das Bild eines Sternenabends vor die Seele, den er mit Hebra feyerte. Was einst war, ist nicht mehr. Solche Verluste stellen die innern Beruhigungen auf eine zu harte Probe. V. 33—66. In diesem Gedränge irrt das Gemüth trauernd umher, und trifft auf Täuschung und Ungewißheit. V. 67—89. Daher

1. der Zweifel an dem Daseyn Gottes. Der forschende Verstand tritt in die Natur hinaus, wo die Erscheinungen der physischen Welt auf eine Gottheit hin deuten. V. 90—110. Nicht so in der moralischen Welt, wo zahllose Übel, wo feindliche Kräfte sich

drängen, wo Menschenelend aus Menschenhänden kommt. V. 111—140. Aus solchen Betrachtungen erwächst ein trauriges Schwanken zwischen dem Gefühle der Zufälligkeit und dem Glauben an eine bestimmende Weltregierung, an eine Ausgleichung, zu welcher so gern sich die Hoffnung erhebt. V. 141—165. Lied an die Hoffnung. V. 166—183. So beseligend diese Erhebung auch ist: so fühlt sie sich doch, jenen Wahrnehmungen gegen über, in einer zu ohnmächtigen Sicherheit, welche, unter einem schwachen Schimmer der Wahrscheinlichkeit,

2. die Fortdauer unserer Seele zweifelhaft macht. V. 184—211. Aus sich hinaus blickend, überschauet die Seele, die sich selbst ein Räthsel ist, den Gang des Lebens, welches, mit bald dahin sinkender Kraft, dem Untergange zueilt. Nicht dauernder, als das Daseyn selbst, sind die edelsten Denkmahle desselben im Nachlasse der Tugend. V. 212—236. Umsonst ist unser Streben nach Vollendung, Erkenntniß, Glückseligkeitsgefühl — lauter Zeugen unserer Beschränkung. Was sollen uns Bedürfnisse, die über dieses Daseyn hinaus reichen? V. 237—261. Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hier nieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterinn; sie gibt ihn mit jeder Freude, die aus seinem Leben wegschwindet, einem vielfachen Tode preis. Das Thier stirbt nur ein Mahl.

V. 262—281. Die seligsten Gefühle des Herzens führen eine wiederhohlte Vernichtung herbey; und quälend ist die hoffnungslose Sehnsucht nach einer rettenden, zur Vollendung führenden Zukunft. V. 282—304. Aber dieses geplagte, mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte Daseyn gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstere Ansicht des Zirkelganges von Entstehen und Verschwinden. V. 305—332. Warum begegnen uns überall die schreckenvollen Erinnerungen des Todes? Ward es ihnen gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hoffnung, ohne welche die Kraft unsers bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Forderungen nicht besteht? V. 333—349. Hier stoßt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt physischer Bedürfnisse, von den Einwirkungen einer körperlichen Organisation. Fortgerissen von seinem Feuerblute, ermordet San Piedro von Bastelica, der Corse, seine Gattinn, wegen der mit den Genuesern, den Feinden seines Vaterlandes, gepflogenen Unterhandlungen. V. 350—369. Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen endlich

3. der dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freyheit, und der davon herfließenden Verdienstlichkeit

und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. V. 370—386. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin- und hergeworfenes Wesen anzusehen. V. 387—407. Dennoch fordert eine innere Stimme von ihm die Tugend; er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlassener auf offenem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hoffnungslos nach Zuversicht schmachtet. V. 408 bis 427. Schluß-Elegie. V. 428—443.

Erster Gesang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage both;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bey dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest Du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dieß Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug.
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf, und suche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangner Schritt.

Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.

Hin, dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh' und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finstern Grab-Cypressen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feyer an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: »Zum Wiedersehn dort oben
Sey gegrüßt, du stilles Geisterreich!« —
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte

Keinen Wiederaufgang feyern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„Seyn und Werden! seyd ihr Dunstgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Fantasieen untergehn?" —

Wenn ich sinnend durch das Leben walle:
Dann erscheint mir das Gebieth der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun

Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales
Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnte Gott, der so den Menschen machte,
Daß er Wahrheit suche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verschmachte?
Ihm den Becher zeigen und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen —
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Heide,
Wo ein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feyerlichen Prachtgebäude?

Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes,
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrten schlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tausend Kerzen
Einen stillen Geist zu Gott hinauf;
Aber blickst du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann schreyen tausend Schmerzen
An dem tiefzerriss'nen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menschen noch bethört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?

Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinaus gestoß'ne Welt?
In Cypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Ceder-Kranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ungefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ungefähr.
Ja! das ist die Macht, die feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.

Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
Sagt, wo wird dieß Streitgetön verhallen?
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihren Himmel weihn? —
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede seyn? —

Ob ein Gott sey! ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dieß räthselhafte Seyn enthülle?
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heil'gen Nächten feyerst,
Und sanft und weich den Gram verschleyerst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen schweigen;
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen
Verödet die Erinn'rung sitzt!
Dann nahe dich, wo dein Verlass'ner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er a u f, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh' und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!
Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergött'rungstraum;

Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freye mir beschränkt;
Und die Seele — — doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüthen sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwey Minuten

Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtseyn ist:
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag' das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinen Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Über seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;

Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,
Wo die hehre Göttinn thront.
Ach! wir späh'n und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reich're Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fordern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns," spricht ein Weiser, „laß hier nieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!" —

Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts, als Tod um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Heide,
Fröhlich hat sie ein Mahl ausgezirpt,
Wenn der Mensch mit *jeder Freude*,
Die dahin stirbt, *ein Mahl* stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feyerlichsten Weihestunden!
In die Lust verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarcophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —

Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden,
Im Gebiethe, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —
O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag' das Laster, frag' die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?

Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannen-Seele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die traurenden Cypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn!“

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menschen tritt das kalte Leben,
Spricht: »Ich bin das Elend; du mein Sohn!« —
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mahl hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborg'ne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüthen?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?

Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn *Er* nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dieß Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feyer einer Götterwelt?
Sagt! was gibt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn *da* drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluthen hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gib dem Herzen *eine* andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, *ist* der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:

Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattinn Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß.
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,
Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrey der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dort hin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch an's große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsre Tugend dann? was rettet
Dann die Freyheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feyert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend
Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern.
Dürfen wir von Freyheit träumen?
Fühlen wir bey jedem Schritte nicht

Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heil'ge Stellen selber musst du räumen,
Wenn gebietherisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals. Ihren Fantasieen
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh'; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge,
Die den Ocean der Welt bewegt;
Felsen hebt und Felsen niederschlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feyern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleyern,
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?

Sieh! da steh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beschneyter Bahn.
Und in einem wüsten Ocean
Rudert, ohne Compaß, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht.
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freyheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend doch soll ich dich feyern!
Ist's ein Gott, der hinter dunkeln Schleyern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freyer, und dir näher seyn? —

Heil'ge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.

Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum!

Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, schwindend, an der öden Gränze
Dieses Lebens niederlegt?

Ruhe? dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf,
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

Zweyter Gesang.

Inhalt.

Vorüber fliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit, und ihr fordern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab. Wir forschen nach Wahrheit, und erforschen sie nicht. Wir sind dem Irrthume unterworfen, und hierin beruhet unser Menschenrang. Die Bestimmung des Menschen ist: die Tiefe der Fülle zu ahnden. V. 1—31. Jede Stufe seines Daseyns hat ihren beseligenden Gesichtskreis; wenn er eine solche Stufe überspränge, so würde er verlieren. V. 32—46. Der Wunsch, die Wahrheit zu umfassen, hebt sich, bey näherer Prüfung, von selbst auf. Wie hoch wir immer hinauf treten: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Erschöpfung ist wahre Vernichtung. V. 47—75. Das Gebieth der Wahrheit ist unendlich; die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Es ist ein Gott. V. 76—85. Das Heer von Übeln, die den Menschen verfolgen, machen das Daseyn Gottes zweifelhaft. Wir schauen umher im Gebiethe der Erfahrung, und finden keine Beruhigung. V. 86—121. Gleichwohl

dringt sich uns das Bedürfniß des Glaubens an ein höchstes Wesen auf. Es ist

1. die Tugend, die uns nöthiget, einen Gott zu glauben. Dieses Bedürfniß offenbart unbesieglich in der Stimme des Gewissens seine Kraft. V. 122—152; es kündet sich in dem Gefühle an, wenn uns der Kampf der Tugend bekümmert, und wenn ihr Sieg uns entzückt; es ist dasselbe Bedürfniß, welches im Aberglauben dunkel sich regt. Der Glaube an Gott ist es, der dem alten Ägyptischen Priesterthume zum Grunde liegt, und sich in einem sonnendienstlichen Hymnus ausspricht. V. 153—194. Ohne diesen Glauben — welche Ansicht des Lebens! welches Geschenk die Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? V. 195—222. Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefordert werden: wohin soll nun die Vernunft sich wenden mit den geheiligten Ansprüchen der Tugend, welche sie nicht aufgeben kann? Von einem Gotte ist die Herstellung der in der Naturwelt vermißten Gerechtigkeit zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich uns unwillkürlich aufdringt, sind die Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusehen; und jede Ansicht des Lebens heitert sich auf. V. 223—248. Es ist eine Geisterwelt, in der das Würdige seinen Rang behauptet;

in dieser muß ein vollendeter Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistiger Vollkommenheit Statt finden. Kein endliches Wesen erreicht je die vollendete Wirklichkeit dieses Zusammenhanges. Es ist ein Gott! Dieß ruft uns das Gewissen zu. V. 249—269. Mit diesem Rufe zusammen stimmend, bezeuget das Daseyn Gottes

2. die Natur, V. 270—306, besonders in der Ansicht des gestirnten Himmels. V. 307—429. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister, eben weil sie nicht der höchste Geist, weil sie nicht Gott seyn können, umfassen diesen Glauben. V. 430—481. Hymnus. V. 482—497.

Zweyter Gesang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und auszusagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

Ins Heiligthum zu schaun, ins Heiligthum der Klarheit:
Der Reitz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten; nein,

Entflammen soll sie tief in uns den Geist des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus seyn.

In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin!
Und dieß, dieß ist sein Rang; nur er, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf sie selbst der Kranz seyn wollen?
Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feyerlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, schwebt.

Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnden ließ!
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.

Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang von Seyn zu Seyn uns führt?

Es sey, daß du ein Mahl durch jene Sonnenräume
Zur Welt des Sirius hinüber flogst:
Dann schliefe, was du hier erzogst,
Dann schliefe noch, verhüllt im Keime,
Der Gartenhain, voll Blumen-Fantasie,
Voll stiller, süßer Laubenkühle;
Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh —
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.

Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit seyn?
Verdiente sie das Gluthgelodder
Des hochentflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner —
oder
Du, Mensch, du müßtest größer seyn,

Und dieß, dieß forderst du; allein
Wie groß? das ist die schwere Frage. —
Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahndet immer nur von fern den Sonnenthron,
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;
Auch du bist ihr geliebter Späher,
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellrer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage;
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh' des stillen Tugendkreises,
Der, tief in seinem Schooß, ein leises
Vollendungsahnden heilig nährt.

Schau hin! dort liegt das All wie eine reiche Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die mit Welten übersäte Flur.
Vollendung unsers Seyns, was wäre sie? Vernichtung!
Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß!
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Überfluß.

So flögst du dann umsonst von einer Sonnenwende
Bis zu der andern, vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf. O Freund, dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!
Wer mag das große Buch des Weltenraums entsiegeln?
Wo lös't sich auf die volle Harmonie? —
In Einem höchsten Schaun muß sich die Wahrheit spiegeln;
Die Gottheit ist dieß Schaun, die Wahrheit selbst ist sie! — —

„Es ist kein Gott! Mit tausend Übeln ringend,
Stürzt der gequälte Mensch ins öde Nichts hinab;
Und schweigend fliegt die Zeit, sich auf und nieder schwingend,
Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!
Es ist kein Gott!“ — so schreyn aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und schallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingestürzte Hütten;
Und durch das Leben ging der große Meuchelmord.

Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Verderben auszuschütten.
Das Heiligste verhöhnte wilder Spott. —
O Harmonie der Welten, ist ein Gott?
Ist ein Gericht, und darf's der Frevel so verhöhnen? —
Da scholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:
„Still! rechte nicht! der Eingeschränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Das Ganze wird das Einzelne versöhnen.“ —
„Was ist das Ganze?“ fragt das tief zerriss'ne Herz,
„Ich kenn' es nicht, ich bin von seinem Schutz verlassen!“
Und auf zum Himmel blickt der starre Schmerz,
Den Gott des Rechtes will er fassen. —
Ach! führet denn kein Laut im Menschen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur?
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nie.
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung;
Sie schwingt sich forschend auf, und forschend wandelt sie
Durchs offene Gebieth der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort ist: Vielleicht.

Ach! nur vielleicht! Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.

So laß uns dann zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebens-Harmonien,
Die fern ein höchstes *Seyn* uns vor die Seele stellt.
Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgibt, verriethe nicht
Den Schatten unsrer Nacht ein Licht,
Das hinter diesen Erdentagen
Wie durch zerriss'ne Wolken bricht.

Ein Strahl von diesem Licht fällt in das innre Leben;
Mir ist ein Gott ins Herz gegeben,
Ein Ahndungssinn, der meinen Geist
Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille.
Und dieser Will' ist Gott. Der hohe Weltengeist,
Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt entfaltet.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feyerlicher Ruf des innern Menschen spricht:
„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!“
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen:
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verschwimme:
Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme.
Sie ruft empor den Geistesblick,
Empor von den befangnen Sinnen;
Sie tönet laut in uns von innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.

Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphierend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?

Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Der Glaube war's, der sich in Staub darnieder warf,
Und andachtvoll das Taggestirn begrüßte.
Schau Isis Priester dort, wie bethend er sich weiht!
Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heil'gen Wüste!
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,
Das Heiligste, wonach die Seele ringt.
Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus singt:

„In Flammen naht sich Gott! empfangt ihn, Morgentöne!
Fall an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine Tochter, seine Braut!

Sie strömt auf dich herab, die königliche Feyer,
Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt,

Verhülle dich in den Vermählungsschleyer,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!

Ruf ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Äthers wandelt er;
Schau, wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her!

Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeyern seinen wundervollen Gang!
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!" —

So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt!
Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!

Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,

Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten,
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.
Es ras't in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laster ist es, sich der Tugend aufzudringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entschlingen,
Ist Thorheit! Thorheit klagt und staunt den Zufall an.

So hat das Göttliche des Menschen keine Rechte?
Verdammt ist die Vernunft, dem Wechsel zuzuschaun? —
Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Mein armes Daseyn zu verbaun!

Du siehst den Frevel stolz den Kelch der Wonne leeren;
Das Laster prunkt in Glanz, die Tugend wird verkannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt;
Die Weisen bauen auf, damit die Narr'n zerstören.

Hier ist's, wo sich dein Herz, dein ganzes Herz empört.
Wenn's Zufall ist, was blind den Gang des Rechtes stört;
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören? —
Allein du kannst dich hier des Glaubens nicht erwehren,
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die sich aus eigner Kraft entfaltet.
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gottheit waltet,
Die, unbegreiflich dir, die Seelenhoheit ehrt.
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonne;
Sie sind der Doppelstrahl, der in dieß Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeugt von einer höhern Sonne,
Und weis't uns mächtig hin auf eine Geisterwelt.

Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.
O, Mensch, vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist!

Vernimm ihr leises Wort! es wird an Hehra mahnen;
Und selbst ihr seufzendes *Warum*
Ist nur ein ernst'res Himmelsahnen:
Ihr ist die Mitternacht nicht stumm.

Die Tugend leitet uns, wo irre Träume grübeln;
Sie führet uns durch dieses Labyrinth,
Das uns mit täuschenden Geweben überspinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge sind.
Und Heil und Heiligkeit sind zwey verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebieth der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in einen Geist zusammen;
Und dieser Geist *ist Gott*, kann Gott nur seyn.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben
Sind *in* sich, *durch* sich Eins: Gott fasset sie allein.

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,

Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,
Der Sinn des grossen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser grossen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahndung offenbart.
Du kannst dich dieser Ahndung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.

Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;
Dieß Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält,
Und, ohn' ihr Daseyn zu ergründen,
Glaubt fest dein inn'rer Sinn an ihre Welt.
Du zweifelst nicht an jenen Himmelskerzen;
Du ahndest Größe dort, und schaust entzückt hinan.
Ist denn die Geisterwelt entfernter deinem Herzen?
In deinem Geiste fängt das Reich der Geister an;
Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Den hohen Tiefverborgnen schleyert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen, feyert
Sein groses, wunderbares Seyn.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenstimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederschallt.
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches Krümme
Hinunter spielt, und leis' um Angerblumen girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wand'rer dort, der durch den Mooswald irrt.
Wo Hehra feyerte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals vernimm das stille Wort der Au'n!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heil'ge Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Grau'n,
Und kündet sich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbey, und riß, mit kaltem Spott,

Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüste seufzet auf: „Verhängniß, bist du Gott?“ —

Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflister nur
Erzählt des Tages Ruh' dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.
Das Leben träumt; schon feyert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeyer;
Und sie, mit ihrer Ruh' und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleyer,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit niederwallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich dränget!

So groß, und doch so still! Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.
Vor allen sey Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Welten-Chor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düstern Nebelflor,
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.

Da schwimmt der Halbmond hin, und Ätherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämm'rung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.

O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt von Sphären-Reigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebens-Ocean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermess'ne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götter-Idealen,

Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schau'n.
Sanft dämmerte das Licht der Dioscuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den im Menschen tiefverschlungenen Naturen,
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Äols-Harfenlaut;
Die Ätherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des heiligen Arcturs herüber.
Und röthlich blinkte der Arctur,
Als wär' er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo im Schooß der lieblichsten Natur,

Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Syrius sich in die Huldigung
Der Feyernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit und vollem Überfluß
Von Lebenskräften, ausgestattet.
Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrten-Decken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,

Die in den reinen Ätherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —

So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott?
Bey jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort bethet die Vernunft: „Erhabener, *du bist*!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübeley vermißt:
Dort findet ahndend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.“

Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer bau'n den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.
Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen:
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;

Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerinn,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Ätherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dieß ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sey, den Engel überschaun:
Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt vertraun?

Laß vor den Wundern dieser offnen Hallen,
In heil'ger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbethen, tief anbethen laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubethen, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,

Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,
Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermess'nen Weiten
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit.
Vor ihm ist keine Zeit; uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten;
Sein großer Schatten fällt durch das Gebieth der Zeit.

Es herrscht sein unbeschränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seyns;
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
Nur in ihm, durch ihn ist das Weltall Eins.
Ihn preis't dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, die kein Gedank' ermißt.
O! glaub' es dir und den Versicherungen
Von tausend Welten, Freund, Gott ist!

Sey dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleyert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie.

Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie,
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feyert,
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus in die mit Welten umblühete Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leise spricht, im flötenden Nachtigall-Liede,
Der Hain es nach: Es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Übel des Lebens
Erhöh'n den Geist, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphiert: Es ist ein Gott!

Dritter Gesang.

Inhalt.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahndungen unserer Fortdauer.

Aus der alles umströmenden Lebensfülle ragt mit seinen Vorzügen der Mensch hervor. V. 1—28. Wenn er in dieser Fluth dereinst auf immer untergeht: warum ward er vor allen organisirten Wesen dieses Raumes

1. mit einem weit über dieses Daseyn hinaus reichenden Lebenssinne ausgestattet? V. 29—48. Dieser reißt ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hin; und immer ist es ein entferntes Dort, woran seine Erwartung hängt. V. 49—64. Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft, und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseyns, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es

nicht, das Schattenleben eines Todtenmahles in
seine Fantasie aufzunehmen. V. 65—96. Mißver-
hältniß seiner Sehnsucht zu den Befriedigungen sei-
ner irdischen Dauer. Sein Wahn, seine Thorheiten
sind verzerrte Schattenbilder dieser Sehnsucht, de-
ren Ansprüche selbst die Vernunft vertritt. V. 97 bis
128. Der Geist eines Newton, das Herz einer Heh-
ra — welcher Erhebung sind beyde fähig! welch
Ziel, wenn es der Tod ist! Welch Mißverhältniß
der Anstalten zum Zwecke! V. 129—140. Geht der
Mensch unter, erlischt sein inneres Leben: so ist
der Staub, der nur die Form ändert, dauernder
als er; und ist er nur erscheinende Gestalt, von
woher tönt denn die innere Stimme, diese Ahndung
einer Unendlichkeit? V. 141—185. Eben so über
die Gränze dieses Daseyns hinaus greifend ist

2. das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er
fühlt tief, daß er sie bedarf, und daß sie ihm man-
gelt. Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht
er überall den Himmel seines Herzens auf. Es häu-
fe sich um ihn der Überfluß aller Lebensgüter; er
besitzt dir Glückseligkeit nicht. V. 186—237. Ihre
Vollendung erreichen wir nie; die Bestimmung un-
sers Daseyns ist, daß wir uns ihr in ewigem Fort-
schreiten nur nähern. V. 238—254. Aus der Unend-
lichkeit strahlt sie herab, wie das Leuchten der
Wahrheit.

3. Dem Menschen kann der tiefe Forschertrieb nicht umsonst gegeben seyn. Er begeistert ihn, ein stufenweises Erheben zur Fülle des Lichtes zu ahnden. V. 255—295. Schon hier findet, laut der Geschichte, ein analoges Weiterkommen der gesammten Menschheit Statt. Welch ein Fortschritt von den Anfängen der Ausbildung bis hinauf zur feinen Griechen-Cultur. V. 296—351. Die Wahrheit erscheint hier im sanften Schleyer der Poesie. Eine der lieblichsten Dichtungen ist Psyche. V. 352—407. Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines herauf dämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth. V. 408—431. Der langsame Fortschritt auf dem Wege zur Wahrheit, der eine Unendlichkeit ahnden läßt, und uns zur Selbstleitung auffordert, ist die verheißende Bürgschaft einer lichtvolleren Zukunft. V. 432—454. Ihr Genius tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und, wie aus fernem Nebel, dämmert das Land unserer Hoffnung empor. V. 455—472.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! o Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus;
Gießt Trieb und Kräfte, fortzustreben,
Beseelend in die Wüstenen,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —

Doch warum fragen wir die Sterne;
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben schwimmt im Schooß der Wolk' und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es ist belebter Staub!
Horch hin! und nirgend ist so todt die tiefste Stille,
Es wehet leis' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieser Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch hervor;
Der Mensch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel sich das zarte Mädchen schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnd't den Stufengang, hoch über sich hinauf.
Und dieser Mensch geht dennoch unter?

In wenig Erd' und Thau lös't sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenfluth umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die nichtig selbst, aus dieser Fluth entquoll,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll?

Ist diese gränzenlose Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, ist diese Fluth zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch ums holde Daseyn schlingt?
Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschüttert
Sein Daseyn liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbstgenuß
Von ferne sieht, durch grause Tode zittert,
Und wild in die Gefahr sich wirft?
Er sucht die Ruh', und flieht die stillern Lebensstellen.
Was ist es, daß er tief aus seinen reichsten Quellen
Nur Durst und heiß're Sehnsucht schlürft?

Mag ihn die Brandung halb verschlingen:
Noch lüstern schauet er ins wilde Meer hinab:

Er findet mit dem Schmerz sich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.
Und immer ist zu klein der Raum, den er erstritt;
Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
Ins weitre Daseyn will sein Wahn hinüber schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit.
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz am Flügel,
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub.
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel;
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freyen Kraft, die in den Spiegel
Der Fantasie aus seinem Innern fällt.
Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —

So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh', als ob er ewig schiede,

Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land:
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt.
Ins Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unverloren;
Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab;
Dort wird ein neues Leben ihm geboren.
Dieß strahlt dem Weisen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Rasen überdeckt,
Dieß Todtenmahl im Raum versunkener Gestalten,
Ist eine Hand, die, noch das Daseyn fest zu halten,
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.

Zwey Stunden Zeit — zu werden und zu schwinden —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?
Wer zügelt diesen Drang? er fordert immer wilder!
Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine Eitelkeit
Sind nur halb leserlich verzerrte Schattenbilder

Des innigsten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde
Die Götterwelt ihn ein, von der die Fantasie
Das reichste Lebensbild entlieh.
Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;
Doch des geliebten Spieles nie.

Ja, Leben ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis mit halb erloschnem Blicke
Nach einem Ufer hin, das gegen über blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange, schmale Brücke,
Dieß Leben sich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Versinken
Im finstern Strom, ihm diese Brücke bau'n?
Darf diesem Lebensdrang und seinen holden Winken
Nach dort das Herz sich nicht vertraun?
Ist dieses innre Weiterstreben
Ein leeres Hinschaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt ist ihr dann das arme Menschenleben!

So rechtet kühn der Mensch. Wenn das vermessen ist,
So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,
Die sich so freventlich vermißt.
Der große Britte schwand; noch leuchten die Gestirne,
Die er gezählt, bey denen er gethront.
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,
Worin ein Welt-System gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in mattern,
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,
Die Hebra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Versank ihr Geist *mit* der zerstürmten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet;
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Sich immer wieder trennt, sich immer wieder bindet,
Und blühend aufersteht — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der hohe Engel
In Menschen, ist der minder werth,

Zu dauern, als das Blatt am Stängel,
Das eine Raupe tragt und nährt?
Wie? oder ist der Mensch, der, selbstgebiethend,
Ein freyes, lichtes Seyn in seinem Busen pflegt,
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,
Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?

Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust
Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Mensch, damit er leben lerne;
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Schau' hin! die Sonn' erlischt, und tausend Sonnensterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.

Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,

Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet:
Wir ahnden einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't,
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feyerlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,

Wornach das weite Herz sich sehnt.
Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;
Er flieht aus sich hinaus, und fordert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebiether,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz! du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hoffnungsvoll der Wunsch hinaus:
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sclav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sclav in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geitz nach ihr im weiten, wüsten Meere,
Und hört die Antwort nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub und eine dumpfe Leere;

Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bey einer armen Lüge;
Der Dünkel fordert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt der Held nach ihr durch eiserne Gefilde,
Und stürzt an seinem Schattenbilde
Dann blutig hin auf einen Lorberkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,
Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen glüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zwey Mahl hast du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon
Ist von der Lippe weg der Nectar-Kelch gesunken.
Auf! richte dich empor! du bist des Himmels Sohn.

Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit;
Und wenn die Seligkeit mit ihrer schönern Palme
Das neue Himmelsleben weiht;

Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,
Bey jedem neuen Feyerkranz;
Wir mögen tausend, tausend Kränze zählen;
Doch nie besitzen wir sie ganz.

Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur Eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten soll.
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In schöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:

So steht er auch schon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.

Doch täuscht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weissagt mir dieser Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weissagt er nicht das Heil der aufgeschloßnern Fülle?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feyerlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Und dort zu fordern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos erkoren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeyer
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleyer,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In diesem Dunkellichte halten
Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,

In wechselnden und streitenden Gestalten,
Durchs Leben ihren Schattenzug.
Es sey, daß hier der Mensch im täuschenden Gewirre
Verlockender Gestalten sich verirre;
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt sein Geist.
Und sollt' er dennoch nie das weitre Ziel erstreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd sich dem Wahn ein edles Leben:
Sprich! ist's die Wahrheit nicht, der dieser Sieg gebührt?
Die hohe Göttinn ist es immer,
Die so den Muth begeistert, so entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.
Nur leise kündend naht die Sonne sich dem Volke;
Ihr Flammenantlitz ist auf Morgenduft gemahlt.
So mildernd ist die schöne Rosenwolke
Nicht Sonne zwar, doch sanft von ihr bestrahlt.

Dieß ganze Daseyn ist ein Spiegel,
In den ein blasses Bild der hellern Zukunft fiel;
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raschen Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort ist ihr entferntes Ziel.

Laß zur Geschichte, diesem Sarcophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferstehn,
Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorüber gehn!
Den fremden Zug beginnen finstre Stunden:
Und andre sind mit Blut getauft!
Sie weisen trauernd hin auf tief geschlagne Wunden!
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft!
Schon färben heller sich die grauen Nebeldünste.
Wie unter tanzenden und schönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner Künste
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten sind weissagende Cassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf.
Horch! sie verkündet uns ein großes Völkerwandern!
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel zum andern;
Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus seinen Felsenhöhlen,

Der aufgesungne Menschensinn hervor.
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein.
Arcadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.

Des Lebens höchste Blüthe schloß sich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des Schönen,
Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freyen Geist hinauf.
Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz:
Die wilde Lust verschwand; und Heldensöhn' und Hirten
Umflog der schäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die stürmenden Heroen
Hinein in ihre sanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.
Geweckt von seinem eignen Strahle,
Vernahm der Mensch sich selbst, und was in ihm begann!
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfunken an.

So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus sich hinaus;
Und das Geheimniß seiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.

Nun glänzen die Hellenischen Gefilde,
Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebensraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüthen überschleyert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feyert;
Aber *eine* Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.

Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt sich von der Götterstufe
Lüstern nieder, horcht — und fällt.

Psyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerinn,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.

Schatten sind's, die sie umgeben.
Wie ein holdes Traumgesicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der reine Himmelsäther
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet,
Tief herauf in ihren Blick!
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach,
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Doch der Gott erhört sie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen;
Die Erlösungsstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.

Lichte Kronen in den Händen,
Nah'n die Götter sich, und weihn,

Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Hier ahndest du den Geist, der über die Beschwerden
Der dunklen Pilgerschaft ein mildes Dämmern gießt.
In diesem Schauerlichte schließt
Den schönen Liebesbund das ernste Seyn und Werden.
O, laß uns in das Götterland,
Ins liebliche Gebieth der Fabel-Auen,
Das unterging und nicht verschwand,
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen!
Noch leuchtet Platons Geist, der, wie ein Sonnenblick,
Einst durch die Lenze Griechenlands gelodert;
Trotz der Natur, die gibt und wieder fodert,
Blieb uns ein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,
Hell leuchten diese Feuersäulen
Hinüber ins gelobte Land.

Nach diesen Geistern laß uns schauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden *sie* uns nicht ein leises Morgengrauen,
Das rettend sich an dieses Dunkel schmiegt?

Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Ist eine triumphierende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft schaut.
Ein jeder Schritt, den unser Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er ist ein Schritt hinein ins heitre Geisterleben.
Jedoch, daß wir durch dieses Labyrinth
Nur langsam uns der Fülle näher winden,
Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir sie nur ahnden, nicht ergründen,
Dieß ist ein hoher Wink: er winkt hinauf! hinauf!

Ja, dieses Ahnden: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feyerlichen Gottesworte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,
Und fordre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.

Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,
Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeist'rung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat;
Und heiligt zum Genuß der innren Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.

Da sieht der freye Blick den Strom vorüber gleiten,
Sieht, wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten
Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer Thränen,
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Gott ist ein Gott des Lebens. Er kann den Geist des Menschen nicht vernichten wollen. Der demselben inwohnende Tugendsinn ist das Unterpfand seiner Unsterblichkeit.

Erinnerungen an eine Abend-Scene, wo das Gemüth in heiliger Stille der Betrachtung sich öffnet, in die umgebende Welt hinaus blickt, und fragt: Sollte Gott den menschlichen Geist, Trotz der Ahndung, die er durch edle, weit über dieses Daseyn hinaus fordernde Bedürfnisse, und selbst durch die Natur, in ihm empor winkt, feindlich vernichten wollen? V. 1—43. Hierauf antworten

1. Töne der Huld, durch welche der Genius der Welt zu seinen Menschen spricht. V. 44—67. Selbst das Leiden ward zum Schutzgeiste der Freude bestellt. Diese holde Pflegerinn des Lebens, welches sie aus

den Händen der Liebe empfing, kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich würdig dem Gefolge der Tugend an. V. 68—106. Eine frohe Begleiterinn unserer heiligsten Gefühle ist die Fantasie. Sie erhebt uns über dieses Daseyn hinaus, und feyert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. V. 107—211. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwey tröstende Genien, herab, und blicken, voll Sehnsucht, nach ihrer Heimath zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurück weisen kann. V. 212—246. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie; sie nimmt Phädons letzte Stunde in Anspruch. V. 247—267.

2. Auch die Dunkelheiten unsers Erdendaseyns sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die großen Bedürfnisse auf, die mit der ganzen Kraft ihrer Ansprüche auf eine Zukunft uns begeistern, und über die Erscheinung schwindender Gestalten uns erheben. V. 268—279. Der Sturm, der ein Wolkenheer zusammen trieb, zerreißt auch den Nebelschleyer. Lykophrons Trauer. V. 280—316. Leiden wecken endlich in unserm Gemüthe

3. die Kraft der Tugend auf. Der Glaube an die Tugend ward uns, als das sicherste Unterpfand unse-

rer Fortdauer, mitgegeben. Selbst in unsere Gefühle legte der Urheber unserer Natur einen Sinn, der freundlich uns zur Tugend hinzieht. V. 317 bis 326. Kamen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dieses Daseyn eine Welt der Widersprüche. V. 327—360. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsere Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. V. 361—372. Las Casa's Tod. V. 373—404. Es muß eine Zukunft Statt finden, die das Leben weiter bringt. V. 405—417. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihre Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod. V. 418—452. Die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungs-Scene des geistigen Menschen. V. 453—476. Selbst in der Natur findet kein Übergang zum Nichtseyn Statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns; genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang, ihr fällt die sinnliche Form unsers Daseyns anheim. V. 477—492. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, zu wollen und zu vollbringen, gehört nicht zu ihren Ansprüchen. V. 493—504. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse ist die Anerken-

nung unsers innigsten Berufes: fortzustreben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraus setzt. V. 505 bis 520. Hymnus. V. 521—532.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!

Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,
Die Felsen, wie Erinn'rungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch ein Mahl den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweyen Welten hing,

Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felsenthal, voll großer Fantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als über den verlass'nen Fluren
Der Mond, wie eine Hoffnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.
Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freyer sah der Geist ins Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung

So viel erhabnen Lebenssinn
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief? —

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden?
Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt.« —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft, mit tausend Stimmen,

In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: »O Mensch, die Gottheit liebt!“
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie gibt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht.“

Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hinbegleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Rasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundinn schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligt' er mit einem ernsten Blick

Und hohem Ahnungssinn ihr stillstes Seelenglück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;
Und Beyde haben einen Bund beschworen,
Es zu beseligen, das reiche Menschenloos,
Dieß liebste Pflegekind der Horen.

Halb fliehend, und nur darum schön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
In Thälern feyert sie und auf geschmückten Höhn
Den süßen Augenblick; sie hebt zur Luft die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbrust mit lyrischem Getön,
Daß sie die Zeit des Heils den Wolkenhallen singe.
Es schwebt ihr Geist im leisen Wehn
Der Waldluft hin, und schlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, sich drehn,
Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.

Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüthe roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbst,
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange;
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Himmel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:
Die Fantasie ward auserkoren,
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.

Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen mahlt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie, Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun;
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;

Sie schwebet auf der Fluth, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geist.
Bald seufzen ihre Töne leise Klagen
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;
Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,
Um die ein bunter Frühling hängt.
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Musen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?
Sie rief den Echo-Laut, zur Stimm' in deinem Busen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelen-Melodie'n;
Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hoffnung gibt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh';
So treten Beyde hin zur Gegenwart, und weben
Dieß Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel,
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,
Und Himmel öffnen sich vor ihrem Seherblick;
Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebenswandern;
Die goldnen Inseln schwimmen auf und ab;

Ein Engel ist der Tod und leuchtend dort das Grab;
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebenshoffnung zu.
Sie weihte, sie begeisterte die Ruh'
Dort in dem Abendthal, das deine Trauer feyert,
Wo durch die grüne Nacht, die weihend niederhing,
Wie mit Verklärungsglanz umschleyert,
Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging.
Geheim umflisterte das Laub die Tannenreiser,
Wie Liebeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur sprach immer leiser;
Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner Laut.

Um Hehra war's so heilig, wie am Sitze
Der Unschuld, die ein Gott bewacht.
Ein schönes Leuchten, wie verschwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
»So« — sprach die Fromme — »glänzt am dunkeln Erdenstaube
Der stille Gang der Tugend auf.« —
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feyerte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen

In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber schauen.
Da rief sie: »Schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernste Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft schaut die Abendwelt;
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags wie goldne Träum' umwallen.
Da sieh das Zweygestirn! wie schön
Die beyden Sterne dort zusammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung sehn!
Es geht der große Geist der Liebe
Durch seine Schöpfung, die er trägt und hält,
Und schlingt das süße Band der holden Wechseltriebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Wie ruhig dämmert hinter jenen Räumen
Das stille Land, von dem die Sehnsucht spricht, herab:

Es spiegelt sich in unsern schönsten Träumen,
In unserm reinsten Leben ab.
Die sich're Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust.« —
So Hehra. — Tief versank das rauschende Getümmel;
In Nacht versank der Traum von Schmerz und Lust.

Der Mensch hört auf zu seyn; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in *sich* den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott *in ihm auch mit ihm ist.*
Du sahst die Zukunft sich in Hehra's Leben spiegeln;
Da fiel in deine Seel' ein feyerliches Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit *einem* Friedensbunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.

Sey Friede dann mit diesem Schattenleben!
Dem Himmel ist es ja so nah' verwandt;
Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles Land,

Das sie, wie Genien, umschweben,
Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt;
Wo eine Tugend an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt;
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feyert eine Engelwelt.
Sey hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweytes Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.
O, vergüte, was die Zeit verschlungen,
Und das Schicksal grausam niedertrat!

Unsre Herzen sind voll Todtenmahle,
Wie der Rasen im Cypressen-Thale.
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!« —

Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebenstriebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was so schön, so feyerlich begann? —
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an;
Ihn frag', ob Gott vernichten kann?

Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Gesicht,
Das ein Mahl nur erscheint; die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt tritt herein der Geist des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernst, wie ein Gericht;
Er lös't die sanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am süßen Leben hing;
Und Hehra tritt zur Lagerstätte,
Wo sie der Händedruck des Scheidenden empfing.
Er sprach: »Sieh hier den Tod! in seinem Schatten lauert

Bewaffnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geist — Kraft — und ewig todt! — ach, die Vernichtung schauert
So kalt durch's widerstrebende Gefühl!"
Die Sanfte sprach: „Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin.« — Und Phädon rief:
„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!« — Er wandte sich; sein brechend Aug' entschlief.

Es ist ein Gott des Rechts! o, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchste Heil der Stunde,
Die tröstend uns den Retter nennt!

Nicht immer schwebt im sanften Blüthenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder;
Tritt näher hin, und er erhebt dich wieder;

Ein Bothe Gottes ist der Schmerz.
Er spricht: „Verlaß dieß Wogen und dieß Fluthen,
Das Leben heißt — den Traum, der nach Gestalten greift!
Es ist der *Geist* des *Schönen* und des *Guten*,
Der hinter diesen Hüllen reift.“ —

Ja, Freund! Gestaltung ist's, worein das Große,
Das Hohe nur die Wurzel schlägt,
Das sein bestrahltes Haupt im Schooße
Des reinen Äthers blühend trägt. —
Es fällt ein Nacht-Orcan in unsre stillste Feyer,
Und jagt ein Wolkenheer herauf;
Doch eben dieser Sturm zerreißt den Wolkenschleyer,
Und heitre Stellen gehn am düstern Himmel auf.

Wüst lag die Flur; zerriss'ne Wolken flogen;
Sie hingen grau vom Horizont herab;
Die Sterne, hinter Wolkengittern, zogen,
Wie stille Geister, auf und ab.
Betäubt saß Lykophron an einem Grabeshügel;
Und eine finstre Nacht kam aus dem Todtenhain,
Und schwang um seinen Geist die schwarzen Schattenflügel;

Nur, wie ein bleicher Mond, sah über ferne Hügel
Noch die Vergangenheit herein.
»Melida!« — rief er aus — „ach! was wir ewig wähnen,
Zerrann vielleicht, wie Duft im weiten Raum.
Dieß heilige, dieß innig tiefe Sehnen
Ist nur vielleicht ein froh umarmter Traum.
Das Schöne ward dem Element zum Raube;
Das Liebliche zerfiel, wie Blumenstaub im Hain;
Und d o ch, doch drückten sich dem zart geformten Staube
Die lichten Spuren eines Engels ein.
Erlosch dieß Seelenlicht, das herrlich aufgelodert?
Verschüttet endlich hier ein todter Hügel Sand
Den hohen Tugendsinn, der seinen Himmel fodert?
Dieß Göttliche, das nicht aus Erdenstaub erstand?“ —
Da sieh! ein lichter Nebel kam gezogen;
Und frisch, wie eine blühende Natur,
Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen
Die Stille seiner Lebensflur.
Da war's, als spräch' ein Geist zu ihm die Worte:
»Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht.
Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Thränen aufgeblüht.« —

O Freund! die Hand, die unter Blüthendecken
Uns hinführt in den Hain der Lust,
Wirft auch den Sturm an unsre Brust,
Um tief in uns den Ernst der Zukunft aufzuwecken.
Sie gab die Tugend uns als eine sichre Spur,
Und als ein Unterpfand der höheren Natur.
Sie strahlte, daß der Mensch sich selbst getreuer bliebe,
Der Tugend sanften Wiederschein,
Wie Nebensonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.

Und diese Liebe stürzt, ach! wie von einer Klippe,
Vom Daseyn kalt ein Menschenherz hinab?
Sie reißt den Kelch von unsrer Lippe,
Für den sie so viel Durst uns gab?
Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten Vermuthung
Der Dauer, Geist und Herz hinauf,
Und baut, zur gräßlichsten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Sie sandte selbst den Blick von Licht in seine Nacht,

Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Traum von Freyheit in die Seele
Nur darum tief, so tief hinein gelegt,
Damit der Geist in seiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fordert unser Leben,
Sie fordert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?
So mag das Laster nicht, so laß den Edeln beben,
Der diese Welt verlor, und jene nicht ersiegt!
Dann kehre weg den Blick vom großen Weltenbuche!
Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Ja, dann ist Tod um uns, und nichts, als Tod.
Wir wandeln hin im großen Schattenreiche.
Was fallen kann, sind Trümmer nur;
Die lebende versenkt die todte Leiche;
Ein schrecklich Opferfest begehet die Natur.
Der Blutaltar — dort steht er aufgerichtet;
An seinem Fuße gähnt ein schauderhaftes Grab!
Dort wird im Menschen eine Welt vernichtet!
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —

O, diese Widersprüche stürmen
Dich deiner feyerlichsten Hoffnung zu!
Das Leben triumphiert, und seine Palmen schirmen

Die heil'gen Stellen deiner Ruh'.
In diese Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube sich, wenn er, verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Busen trägst, das Menschenloos verklagt;
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,
Daß, in dieß Daseyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort sind, eh' sie uns umfängt.

Laß einen Edlen sich vom Erdenstaub erheben!
Mit einem Seufzer geht der Weiseste dahin.
Las Casas stirbt — o sieh, der ganze Sinn
Des Lebens drückt sich aus in einem solchen Leben.
Wie unbefriedigt schaut er auf den Raum zurück,
Wo seine Tag' ihr kurzes Daseyn hatten!
Das ist der letzte, dunkle Blick;
Es ist, als würf' er nur noch einen leisen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er sieht die Zeit, wie sie, mit aufgeriss'nem Flügel,
Dahin mit unsern Thaten flieht.
So tritt er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu seinen Füßen schreyt Chiappo's Volk in Ketten,

Die Spaniens Tyrann um freye Menschen wand;
Der fromme Seelenhirt streckt zitternd aus die Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten;
Und, wie ein Segen, hängt an seinem Blick die Ruh'.
Sein Wüthrich zürnt herab von seinem goldnen Sessel;
Las Casas bebt, und wirft die kaum gelös'te Fessel
Den armen schwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, schwebt ein erhabner Engel;
Und wo sein Muth der Tyranney erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es ist der Schatten seiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn seufzend ab.
Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine helle,
Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.
Das reinste Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die vom Schlamm des Ufers trübe Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.

Und solch ein Leben streckt umsonst die Hand hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber jetzt in seine Nacht versinkt? — —

So kann, so darf das Heilige nicht enden!
Hinüber sichernd über Nacht und Grab,
Kam zu des Menschen Geist das Göttliche herab,
An ihn den Himmel zu verpfänden.
Verkündet nicht der freye Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten stamme?
Auflodern wird die reine Vesta-Gluth,
Die schöne Funken sprüht, zur hellern Ätherflamme.
Nur was der Erd' entsteigt, wird auch der Erde Raub.
Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Gestalten;
Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub
Aus langen, düstern Schleyerfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart tritt auf, und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.
Die Mahle der Vergötterung verwittern;
Die ewige Natur reißt stolze Cedern fort.
Schau! wie versteinerte Jahrtausende stehn dort
Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplit-
tern.
Das Hohe fällt, und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.

Wir trauern über Hellas Trümmer,
Und finster blickt der Ernst auf Roms versunkne Pracht.
Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch,
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!

Entstehen, Seyn und Tod! — Verhängnißvolle Worte,
Ihr seyd der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feyerlichen Throns, so wie des Hüttenraums!
Die Erd' ist das Gerüst der engen, grünen Pforte,
Des Schattengangs, der sich hinab in's Dunkel zieht,
Wohin der Thor mit Grau'n, mit Ernst der Weise sieht.
Dort zittert schwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in seinen Tagen unter;
Die Welt ist nicht mehr sein, die seine ging zur Ruh'.

Er wankt ihr einsam nach — „Wohin?“ — Wohin, fragst Du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen Erde;
Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde.
Der Mensch nur fühlet seinen Tod.

Und dieß Gefühl empört sich nicht vergebens;
Es ist die Stimme, welche tief
Aus seinem Innersten zur Dauer ihn berief.
Dort aus dem Schatten des schon halb verschwundnen Lebens
Spricht diese Stimme leis' hervor:
„Seyn werd' ich, weil ich bin. Nur die Vergött'rung fodert
Den ernsten Opfertag. Aus dunkler Asche lodert
Die leuchtende Verherrlichung empor.“ —
Mit tiefen Schatten ist der Altar überhangen,
Auf dem das Opfer fallen wird.
Noch ist der Göttertag nicht aufgegangen,
Wohin, durch's Urnenthal, der Blick der Sehnsucht irrt. —
Die Weihung naht; sie lös't die heil'gen Stunden,
Die Liebespfänder ihres Himmels, ein.
Bezahlet ist die Schuld; die Erd' ist abgefunden;

Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur:
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald niederbrennen,
Und aufgelös't ist eine Form des Seyns.
Nur was sich fügte, mag sie trennen;
Des Menschen Geist ist innig Eins.

Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage;
Wir wissen nicht woher, wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Quelle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin.
Wir wissen nicht wohin? drum müßten wir verschwinden?
Wir wissen nicht woher! und doch, o Freund, wir sind.
Die kleine Welle, die im Sande still verrinnt,
Sie rinnt im Dunkel fort, und wird ihr Ufer finden.

Des Daseyns Bürgschaft ist die Kraft in meiner Brust,
Daß ich das Bess're will, und dieser ernste Wille
Ist meines Daseyns höchste Fülle.

Durch mich bin ich mir dieses Seyns bewußt,
Das, unbedürftig jener Gaben
Der Weltnatur, in ihrem Schooße reift,
Doch nicht aus ihr entstammt, und über sie erhaben,
Die hohe Geisterwelt ergreift.
Fragt die Natur! sie weiß, was sie gegeben,
Und was ihr Rasen *nicht* begrabt.
Dein — innig dein ist dieses Seelenleben,
Die Kraft, der Geist, der dich zum freyen Gott erhebt.

Wie Geist und Körper ist, und *wie* sich Eins hinüber
Ins Andre tief zu *einem* Seyn verflicht,
Zu einem *solchen* Seyn? — Der Mensch erforscht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch, sprich: Was gewönnen wir?
Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns aufzuschwingen,
Und unsern Himmel *selbst* hier nieden zu erringen? —
Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,
Der jenseit der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde;

Das Heilige gehört dem Himmel an. —
Seyn werd' ich, weil ich bin. Triumphgesang, erschalle!
Erschalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle!
Triumph! ich bin, und darum werd' ich seyn!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geist dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauschet der Sturm am dürren Gesträuch.

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum:
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender strahlt sein ahnender Traum.

Es ist von ihm hinweg gesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den heiligen, den reinen Ätherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Fünfter Gesang.

Inhalt.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hoffnungen, aufzusuchen. V. 1—10.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung, oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. V. 11—40. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweyer, einander widerstreitender Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung; aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. V. 41—68. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, gibt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der, selbst in seiner verderblichsten Richtung, den Beobachter zum Erstaunen

fortreißt. Das Große darin hält ihn fest. V. 69 bis 85. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt uns das Ideal der Tugend vor die Seele. V. 86 bis 97. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Bedürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hoffnung, dringender zu werden V. 98—123.

2. Das Ideal ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalte unsers Erdenlebens gegen über, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen. V. 124—149. Die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Hymnus: das Götterthum des Menschen. V. 150—170. Der Glaube an dieses Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld hülflos leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fordert Gerechtigkeit für sie. V. 171—203. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab; und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns; oder der Mensch ist zur Lüge

geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. V. 204 bis 227. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf voll Hoheit und Würde ist die Jüngerweihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebiethet. V. 228–255. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den Gränzen der Nothwendigkeit fort. V. 256–285. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. V. 286–312. Der edle Garve verdiente hier wohl, zum Beyspiele zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbey führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edlen Mann so hoch über physische Gewalten erhebt, V. 313–332. In eben dem Maße, wie die Kraft einer würdigen Bestrebung den Edlen erhebt, wirkt

3. ihre Gewalt niederschlagend auf das Gemüth des Leichtsinnigen, oder des Frevlers. Ihr Bild bleibt dem Leben zurück, aus welchem sie floh. Ihr hul-

digen zitternd die Häuchelen und die Reue. V. 333 bis 400. Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edleren Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blicke der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Friede um gute Menschen verbreiten. V. 401—438. Dieses Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reitzenden Täuschungen verliert. V. 439—487. Ein innerer Ruf, diese Stimme einer Nemesis, ist unsere Führerinn durch das Leben. V. 488—502. Oft läßt sie sich in einem großen Beyspiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beyspiel auf. V. 503—525. Hymnus. V. 526—545.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben;
So wag' es dann, zu haben, was du hast;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hoch geweihtes Gut,
In deinem innern Daseyn ruht.
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine offne Gegenwart.
Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weissagt uns das Ziel, das unser harrt.

Wer ist der Mensch? — Auf beyden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,

Und kündigt uns den hohen Menschen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch stürzet er einmahl
Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses Thal.
Mit Zittern staun' ich seine Höhen
In schrecklich wüsten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!

Begeistert blicktest du, in feyerlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und hast du in der Tugend Gott gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.
G r o ß war der stolze Philippide;
Die H o h e i t war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,

Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze kehrt;
Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.
Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederstürmt;
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf.
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löſ't es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen
Gleich unbegreiflich sich! o, sprich, wer gab der Zeit
Dieß große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwey Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
Getrennt sind diese beyden Mächte;

Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beyde nach Vereinigung.
Und zwischen beyde tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur.

Du staunst zur Kraft hinauf, selbst dann, wenn sie zerstöret;
Wenn sie das Große niederreißt;
Wenn sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt.
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunct fodert,
Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;

Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Du schauderst auf, wo Cäsars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen seiner Sünde,
Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du schauderst auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du siehst das fürchterliche Schimmern,
Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.

Beseele diese Kraft mit freyer, edler Güte;
Begeist're sie mit stillem Friedenssinn;
Vergött're sie zur holden Pflegerinn
Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Geistesblüthe:
O! dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Gestalt.
Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einst die ambrosische, geliebte Flur;
Und trug den festern Sinn der Lebens-Harmonieen
In unsre schwankende Natur.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:

Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nur — nicht weise;
Sein Daseyn war ein Kindesloos.
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft in der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verscherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh'
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und sandt' ihm ihre Hoffnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine sanfte Luna, schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle

Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.

Und welch ein Raum von dieses Lebens Gränzen
Bis zu der Welt des Ideals! Wie weit!
Es ist der Weg zum Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.
Es wüthet Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben an; und nur zu bald erliegt im Drang
Zu siegen, oder zu entrinnen,
Der Muth, der nach der Palme rang.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —
Des Lebens würdig seyn; und wanken soll er nicht
Vom Selbstgeboth der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,

Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer lös't den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Vernunft, die hehre, Gottvertraute.
Hervor aus ihrem tiefsten Leben wehn
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen inniger verstehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber gehn.
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.

Das Götterthum der Seelen ist begonnen!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr feyerlichen Wonnen
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schreite fort zur höhern Friedensfeyer.
Auf, mein gefühltester Gesang,
Begleite du, geweihter Sohn der Leyer,
Mit Siegestönen meinen Gang!

Hier liegt die Spur von meinem Morgentraume,
Der Punct, den diese Sonn' erhellt;

Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!

Die Welt stoßt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heil'ge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feyerkranz erhält.

Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blumen schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln auf den Wangen,
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,

Das näher schon durch ibre Blumen rauscht;
Sie ahndet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.
Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel? Schone! schone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub!
Der Sycophant erscheint; die Unschuld wird sein Raub.
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone,
Er tritt sie nieder in den Staub;
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube.
Zu einem Himmel seufzest du hinauf!
Sucht dieser Seufzer nicht weit hinterm Erdenstaube
Das stille Land der Unschuld auf?
Unwiderstehlich dringt der Glaube
An eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.

So ringe dich empor, den Glauben zu umfassen,
Den Mittler zwischen dir und einer Götterwelt!
Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest du verlassen? —
Wenn du die Frevelthat verdammst:
Dann glaubst du, Freund, an einen Himmel;

Wenn du für Recht und Wahrheit flammst:
Dann *lebst* du schon in einem Himmel.
Tritt hin vor eine That, die selig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dieß Leben streift;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit, überfällt:
Dann heiligt dich dieß Grau'n; du schauerst
Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern Welt.

Es *muß* ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt,
Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch gehören,
Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns betriegt;
Und die Vernunftwelt *ist*, wenn die Vernunft nicht lügt.
Und lügt sie: dann ist selbst mein Daseyn eine Lüge —
Durch sie nur bin ich, was ich bin —
Mein heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,
Je tiefer sänk' ich nur dahin. —

Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.
Der Ruf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel, ist ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,
Hier, bey dem feyernden Altare der Natur.
Ja! dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;
Es spricht: — „Der Götterwelt, o Mensch, gehört dein Leben.« —
Dieß Daseyn ist ein sinkendes Geschwätz,
Das am Cypressen-Hain verklinget;
Zu einem Leben, das sich höher schwinget,
Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.

Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollendung dringet,
O, furchtbar ernst in seiner Majestät!
Doch sieh! welch ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend ist's mit Kränzen überweht.
Es wandeln Grazien — wie Sterne,
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wiederschein.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen,
Verläßt die Sphären-Melodieen,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns wenden!

Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu seyn.

So steh dann auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht!

Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sclaverey vor ihrem Cäsar hin.
Es trat der letzte Römer-Sinn
In Brutus auf, sein Volk zu retten;
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch einen Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend ins Gesicht. Sein Rom war ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel seyn;
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses Thales.

Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde.

Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage bürde:
Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.

Das Schicksal waltet im Naturgebiethe,
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,
Bringt dort ein Engelherz und eine zarte Blüthe.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hehra's Leben fällt.
Sie trägt so gut den Narrn, der ihre Blumen pflücket
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Büffon stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber stockt, ins Grab.
Die Wolke forscht nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.

Die Welt hat nur die Welt zu geben.
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;
Allein es triumphirt in unserm innern Leben

Noch eine höhere Natur,
Und diese rettet zu dem Schirme
Der freyern Willenskraft hinauf.
Die Welt der Sinnlichkeit ist eine Welt der Stürme.
Sie rufe nur in uns den hohen Menschen auf,
Daß er sich kühn dem Niederdruck entschwinge,
Das Leben fasse, welches in ihm lebt,
Und sich empor zu jener Hoheit ringe,
Wovon das Bild vor seinem Geiste schwebt.

Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große,
Zum Leben sich herauf. Ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren.
Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn empor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor.

Sie braus't daher, des Schicksals finst're Stunde;
Sie treibt die Well' empor, sie jagt das Leben auf;
Sie wühlet stürmend, was im Grunde
Der Fluth verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;

Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande;
Der über Goldstaub woget, Gold.

Dein Garve, Freund, spricht mitten in dem Krampfe
Der Schmerzen freundlich, wie die Huld,
Und siegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe
Und vom Triumphe der Geduld.
So frey ist sein Gemüth, so stumm ist jede Klage
Der leidenden Natur; so stumm,
Als lägen hinter ihm die martervollen Tage;
Als säh' er lächelnd sich nach ihnen nur noch um.
Dem Mann — und sucht' ihn auch die Sonne
Im Hüttendunkel auf — ihm biethe kein Tyrann,
Das Elend nicht, und nicht die Wonne,
Es biethe keine Macht dem Hohen Ketten an!

Hoch steht der freye Geist, der kräftig sich ermannet,
Und, unerschüttert, jedes Schicksals harrt.
Verbannt ein Nero ihn: der Wüthende verbannet
Nur sich aus eines Gottes Gegenwart.
Für ihn hat ja kein Schwert mehr eine Schärfe —
Die Schuld nur hat das Recht, uns weh zu thun —

Der Edle wird, wohin ihn auch das Schicksal werfe,
Im Arme seiner Unschuld ruhn.

Da, wo die Unschuld ruht, und von der Luft umgeben,
In der sie wandelt, fühlt der Sünder, was er ist. —
„O, Tugend!“ — seufzet tief Elpinors innres Leben —
„Daß du so himmlisch und so schrecklich bist!“ —

Verhüllend lagerten die Schwärzen
Der Nacht sich über die Natur;
Wie Augen Gottes sahn die Kerzen
Des Himmels nieder auf die Flur;
Da schlich, mit wilder Lust im Herzen,
Elpinor durch die Dunkelheit
Zum Laubensitz, um den die Rosen blühen,
Die Holdy, nach des Tages Mühen,
Zur Wölbung eines Tempels weiht.
Hinweg aus der Natur scheint aller Zwist geschieden;
Doch spricht ihr stilles Friedenswort
In's tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;
Sein Innres brütet Unschuldsmord.
Die Sterne über ihm zu Zeugen
Der Frevelthat, die er begann,
Naht er der Laube sich; ihn weht aus ihren Zweigen

Ein seufzendes Geflister an.
Er horcht — und Holdy bethet für das Leben
Der Mutter, deren Trost und Pflegerinn sie war;
Und, wie vor einem frech entheiligten Altar,
Ergreift den Sünder jetzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Fruchtbaumwald:
Da schimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde schwanken,
Die schöne, bethende Gestalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,
Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn dem Wüstling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er entflieht.

Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,
Wenn sich die Tugend naht. Was ihren Blick umflammt,
Ist ein erscheinendes Gewissen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder schlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit seinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die seine Schande sahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick

Der Tugend sich ein Gott verkünde;
Ja, wenn sie längst schon, trauernd und verhüllt,
Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl, und blitzt durch das Gebieth der Sünde,
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebieth der Nacht.
Sie ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder streckt.
Wir sehn den fürchterlichen Überwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umstürmt,
Wie angeschreckt von Gott die Gattinn und die Kinder
Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen schirmt.

Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heucheley verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!
Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast G e w a l t, die hohe Seele K r a f t!

Stark ist der Glaub' an Tugend, dem die scheue,
Von ihm ergriffne Schuld vergebens widerstrebt;
Der fürchterliche Gottesdienst — die Reue
Verkündet seine Kraft, und bebt.

Den frevelnden Odin verfolget dieser Glaube;
Er wandert durch den Wald; um ihn ist Nacht; er lauscht,
Und horcht erschrocken auf, wenn tief im finstern Laube
Ein unsichtbares Leben rauscht.
Was flatterte? — Die Unschuld einer Taube
Jagt Todesschrecken ihm in's Ohr.
Ihn faßt ein pressendes Gezitter;
Aus schwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch, empor;
Es ist, als murmelten ihm schlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Fantasie zum finstern Zauberwerke?
Die Furcht zum Nachtgespenst, das aus den Büschen klagt,
Und auf den Hügeln schwankt? Was ist es, daß die Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth versagt?
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahlerische Spott? —

Es ist die Geisterwelt, die mächtig ihn erschüttert;
Ihn schrecken Tugend an, Unsterblichkeit und Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt begleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeistern werden sie
In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprechen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen Thaue
Der neu besproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.
Die Frevlerinn dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und glaubt sich heilig überschirmt.
O Unschuld, Blüthenhauch aus bessern Welten,
Du athmest Ruh', ob auch das Leben draußen stürmt.
Wer mag den Geist vom Graun der finstern Schuld befreyen?
Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain.
Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erst zum Himmel ein.

Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Purpurstelle,
Das Aufgangsroth der neuen Tageshelle,
Das, wenn die Nacht am Horizont
Des Lebens niederhängt, ihn freundlich übersonnt.
An schönen Seelen strahlt dieß Lichtaufdämmern röther
Um die geweihte Lebenssaat,
So still, als leuchtete durch's Erdgewölk der Äther
Des höhern Seyns um jede That.

In dieser Glorie stand Hehra's Seelenleben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben.
Da war, von Ruh' und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten
Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar.
So wußte sie um sich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der, selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefall'nen naht, und sanft und schön verzeihend,
Auf seinen Fehl den Schleyer fallen läßt.
Ihr Rückschaun war ein seliges Erinnern,
Das, wie ein stiller Gott, vor ihrem Geiste stand,

Wenn ihre Ruhe sie in sich, in ihrem Innern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:
Sie war ihr eig'ner Stern im Graun der Finsterniß;
Denn jegliches Gefühl war ein Gewissen,
War eine heit're Nemesis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Lust, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie schau' in dieß Gemüth! sie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.

Kind der Lust, du leicht beschwingte Seele,
Die durch lauter Rosenhaine fliegt,
Dein Gefühl ist eine Philomele,
Welche sich auf vollen Ästen wiegt.

Zaubermächtig singen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage sind entzückte Träume;
Du erwachst, — und bist mit dir allein!

Rausche fort im bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!

Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;
Wie ein Geist in stiller Finsterniß,
Wird ein heilig Wesen dich belauschen:
Fliehe nicht vor deiner Nemesis!

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schaun wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan.
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fodert und verbürgt die ewige Vollendung,
Verbürgt uns dort ein neues Seyn,
Dort, wo die freyern Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckteren Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Weg-weisend ein erhab'nes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugend-Majestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,
Der größ're Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüsten
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freyheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! — Nur
Sein großes Ziel vermocht' er, zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhab'nes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,
Und zur kühnen Selbstbefreyung
Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten!
Die erhab'ne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in solcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, sein Gott zu seyn,
Und, im eig'nen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuschrey'n:

Den umfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freye trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Sechster Gesang.

Inhalt.

Es waltet demnach eine zwiefache Natur im Menschen, und in dieser Beziehung lebt er für zwey Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich als Naturwesen, in dieser reift er durch sittliche Freyheit zur sittlichen Freyheit. In jener ist er leidend, in dieser gilt seine That. V. 1—36. Der bessere Theil des Menschen, sein Unsterbliches, welches er auszubilden hat, ist die ihm inwohnende freye Kraft. V. 37—89. Daß er mit einer solchen Kraft ausgerüstet sey, beweiset

1. seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freyheit ging aus der Freyheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. V. 90—111. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freyheitssinn an; sie offenbaren aber auch zugleich das Mangelhafte seiner Willenskraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. V. 112—176. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir

finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbey gestürmter Begebenheiten. Und dennoch empört uns das Gewöhnliche, und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebiethenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freyheit beruft. V. 177—190. Diese Freyheit bewähret sich

2. durch die Kraft: nur das zu wollen und zu ergreifen, was recht ist. Rechtthun hebt uns über die Gränzen der Schicksalsgewalt hinaus. V. 191—210. Octavius Augustus und Philipp von Spanien, beyde angestaunte Erscheinungen ihrer Zeit, beyde glückliche Völkerunterdrücker; beyde aber auch zugleich Sclaven ihrer Herrschbegierde. V. 211—263. Leidenschaft reißt zum Unrechte hin. Unrecht und Recht sind gleich zuverlässig in ihren sittlichen Folgen. Die Hingebung an das erstere widerstreitet der Freyheit der Vernunft; die Anhänglichkeit an das letztere lebt in Eintracht mit ihr. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List; erhaben und reich ist die Weisheit, oder das dem Drange niedriger Antriebe widerstehende freye Gemüth. Nur dieser Freyheitssinn ist vervollkommnungsfähig. V. 264—279. Er äußert sich

3. im Kampfe mit den Schicksalen, die uns im Laufe des Lebens begegnen. Man denke sich die Freyheit aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheint

ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist. Seine Tugend wird zum Phantom. Durch den Instinct nicht gesichert, wird er ein Thier, welches verdammt ist, zu irren. Das Thier irret nie. Von Außendingen gedrängt, schwankt nur der Mensch, weil er Mensch, weil er frey ist. V. 208—307.

4. Sein Daseyn ist ihm in die Hände gegeben; denn er kann es von sich werfen. Ob er es solle, ist eine andere Frage, die nicht hierher gehört. Er kann es, weil er frey ist. V. 308—356.

Am glorreichsten tritt diese innere Unbefangenheit in dem Siege hervor, der, für die Sache des Rechtes, über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den Lebenstrieb, errungen wird. Die Mutter, die das Leben ihres Kindes mit Gefahr ihres eigenen rettet, handelt frey. Brutus, der, Troß dem aufgeregten Vatergefühle, als unbestechlicher Richter seine verrätherischen Söhne tödten läßt, behauptet die freye Obergewalt des Rechtes. Sokrates stirbt frey. V. 357—384. Vernunftmäßige Thätigkeit ist wahres Leben, und die mit ihr in Harmonie gebrachten sinnlichen Triebe sind eine liebliche Begleitung des von der Vernunft geleiteten Wandels. V. 385—408. Unterwerfung der Begierden unter die Gesetzgebung der Vernunft ist der Beruf unserer inneren Kraft. V. 409 bis 419. Ihre heiligen Vorschriften können im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden. V. 420—425. Die

begeisternde Kraft des Menschen, sich selbst zu beherrschen, drückt sich, mit ihrem schwankenden Siege, im Herkules der Griechen durch starke, eingreifende Züge aus. V. 426—524. Von der Höhe der Geistesfreyheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! V. 525—530. Diese Freyheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegen über, wie in ein Nichts sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft. V. 531—561. Sie wirft einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren Daseyn hinüber begleitet. V. 562—570. Erinnerungen an das Dahinscheiden einer schönen Seele, wo die Tugend das Widersehen der Tugend feyert. V. 571—671. Wir werden seyn; wir werden der höchsten Wahrheit näher, und mit einem innigern Gefühle der Freyheit und Unsterblichkeit, des Daseyns uns freuen. V. 672—682. Hymnus an die Unsterblichkeit. V. 683—702.

Sechster Gesang.

Freyheit. Wiedersehen.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Diesseit noch ein Mahl ins heitre Jenseit schaun,
Dem müden Wand'rer gleich, der, seinem Ziele näher,
Vom letzten Hügel blickt nach zwey bekränzten Au'n!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,
Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet:
Hier ist es, wo das Reich der freyen Kraft beginnt.
Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freyheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freyheit Götterkind.

Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die selbstgebiethend waltet,
Der Bürger einer Geisterwelt.
Zwey Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;
Und von der Welt der Kraft zum Ringen aufgebothen,
Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.

Im Götterhimmel nicht, nur im Gebieth der Sünde
Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft verkünde;
Des Zwanges Druck macht uns die Freyheit offenbar;
Er reißt uns in den Streit, aus welchem, immer freyer
Und immer siegender, die Kraft des Geistes tritt;
Des Feindes Macht verherrlicht erst die Feyer
Des Sieges, den der Held erstritt.

Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.

Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.

Und darum, wo wir stehn, sey jede Stelle
Mit Lebensblüthen überstreut!
Wir stehn, zu Göttern eingeweiht,
Schon hier — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unsterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom; hier nieden heißt sie Zeit.
In ihr geht nichts, was Kraft und Leben war, verloren;
Es fluthet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daseyn ist ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;

Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Daseyn nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und gibt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloss'ne Thätigkeit,
Die heitre, freye Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die entflohn.
Wie jene Göttinn ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluthen
Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet sterbende Minuten.

So laß dann in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch gefangen,
In einem engen Kerker harrt,
Der höhern Freyheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freyheit, welche hier auf den Vollendungsstufen

Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freyen Manne *reift* das Kind.

Einst herrschte wild der Trieb; er braus'te durch die Kreise,
Durch's immer weitere Gebieth des Lebens hin,
Und der Instinct geboth; doch regte leis' und leise
Sich in der Willkühr schon der sanftre Menschensinn.
Und aus der Willkühr trat der Wille,
Der Mensch mit der Vernunft, der freye Mensch, hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,
Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum Throne;
Wie ein Gewissen sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft geboth. Sie war es, die die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in dunkeln Thalen,
Als die Vernunft den wilden Trieb besprach;
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen,
In tausend Wunderfarben brach.

Die freye Geisteskraft, die ringend sich entfaltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,

Als das, wornach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt, am Euphrat, wie am Nil.

Schau' hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Capitols! Da trauert, längst verwais't
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,
Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern,
Und strahlte nur zurück aus seinem Römer-Staat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle:
So geht ein Regulus — was auch Karthago droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht verletze,
Treu seinem innersten Gesetze,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die von Gift befallne Blüthe;
Um frey zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu verrucht. —
Die Freyheit flieht den Markt, und weihet im Gemüthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt besucht.

Doch, was empört ein Volk, dem Herrscherthron zu fluchen?
Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht schont?
Daß sie das graue Recht entthront?
Die Freyheit, die wir draußen suchen,
Und die in unserm Innern wohnt.
O Gallien, du hast umsonst geschworen,
Ein freyes Volk zu seyn! umsonst gestürzt den Thron!
Die Freyheit, welche du zur Göttinn dir erkoren,
Aus nervenloser Brust war sie schon längst entflohn!

Vollendet flammt sie dort im Glanz des Ideales,
Das vor der Ahndung schwebt, und unser Geist empfing
Nur einen Blick des vollen Strahles,
Der, wie ein Mond, hier auf in unserm Leben ging.
Dort leuchtet sie aus ihrer höchsten Fülle,
Wie auf ein weites Meer das Sonnenlicht herab.
Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das mit dem azurnen Schleyer
Umwebte Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer

Aus seinem tiefen Schooß herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie treten auf, um Heil und Unheil auszusä'n.
Sie rauschen hin, bald wie die Todesgötter,
Die Saaten vor der Ernte niedermähn;
Bald säuseln sie durch die Oliven=Blätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn.

Ich schau' hinaus — und, ach! von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Grau'n hinunter weis't.
Dort weis't es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Traubenhügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd' und stumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Herd der kleinen Laren um!
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,

Ein Tempel Gottes sich erhob;
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feyer-Psalmen
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese Wüsteney'n.
Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird den armen Sclaven
Der wilden Leidenschaft befreyn?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! o, laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hoffnung, reich' mir deine Engelhand,
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn,
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menschenhuld, mich sehn!

Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Gib, daß der Hüttner diessert seines Flusses
Den Hüttner jenseit lieben darf;

Und donn're mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!

Doch, Freund, wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter schaut: aus jeder Wüste starrt
Dich noch ein Denkmahl an von schaudervollen Zeiten,
Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.
Was immer war, wird immer seyn hier nieden,
Und doch empört uns noch die grause Heldenzunft,
Und doch begeistert uns, wie Frühlings Wiederkunft,
Der süße Traum von einem ew'gen Frieden? — —
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, Trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreitze, frey uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,
Wo seiner Vormundschaft uns der Instinct entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.

Wer vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frey, der unerschüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frey, wenn sie das Unrecht darf.
Das Unrecht *dürfen* und nicht *wollen*;

Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reitzend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln;
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.
Der freye Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel ihm auch das Leben aus der Hand,
Nur Recht thun, und nichts anders wollen,
Ist ihr Gesetz, ihr Geist, und heilig ist die Pflicht. —
Mag uns das Rad des Schicksals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.

Die List kann einen Thron erringen;
Es sey die Huldigung der halben Welt ihr Raub;
Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienst der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyranney des Feindes:
Wird er der Tyranney, die in ihm tobt, entgehn?
Sie schreyt ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,

Um auf dem Nacken Roms zu stehn!“ —
Ist er so arm, daß er zu seinem Glücke
Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sclav' der edlen Römer Blut.
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht sein Herrscherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felsen hin durch Meer und Länder schallen.
Gebiethend leuchtete, mit hellem Doppelstrahl,
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh'! sein Antlitz kalt und bleich!
Er, der sein Volk erdrückt' und fremde Freyheit raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich.
Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf seiner Seele,
In der, wie ein Gespenst in einer schwarzen Hölle,
Auf jedes Schmeichelwort, das seinen Stolz berauscht,
Der finstre Geist der Sünde lauscht.
Mag er mit Majestät und Schrecken sich umpflanzen:
Er ist ein Sclav' der Furcht, wie hoch er sich auch stellt.
Er baute selbst, aus starren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da schleudern Furcht und Wuth, aus einer engen Ritze

Der Eisenmauer, scheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die von ihm getrennte Welt.
Ob auch das Glück an ihn sein Fühlhorn ganz vergeude:
Die Wonn' entflieht aus seiner öden Brust.
So elend ist die Macht! Doch er gebiethet Freude. —
Erwärmte sein Gemüth der Taumel fremder Lust? —
Betäub', entzück' ihn dann der Siegespomp! — Ein dumpfes,
Verwünschendes Geheul durchschreyt, empört,
Die rasende Vergött'rung des Triumphes,
Die er — damit er *sich nicht höre* — gierig hört.
Erschrocken ist er, mit sich *selbst* zu sprechen;
Das Unheil stoßt ihn fort; kein Ausweg ist mehr sein;
Ihn faßte, mit der Hölle Pein,
Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
So rettungslos verdammt zu seyn.
Ha! welcher Fluch verschwur ihn dem Verhängniß?
Nach Freyheit athmet er. Er flieht — wohin er tritt:
Das kalte eiserne Gefängniß
Der Lanzenwache nimmt er mit.
So fürchterlich allein, Trotz seinem Dienerschwarme!
O, keine Brust, an der sein starres Herz erwarme! —
Auf! lüge dann, du stolze Leidenschaft,

Ihm Hoheit vor und Macht! — die hundert tausend Arme
Von Sclaven nennt er schon vermessen *seine* Kraft.

Treu, wie die Tugend, hält der Frevel sein Versprechen;
Was Leidenschaft gesä't, gedeiht nur im Verbrechen:
Und aus Verbrechen reift die inn're Sclaverey.
Wenn er kein Weiser ist, so ist kein König frey.
Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;
Sie selbst, und nur sie selbst, ist ihr Gewinn.
Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang verhülle,
Reich von Geburt; die List ist eine Bettlerinn!

Laß immerhin die Grübler streiten!
Wer recht thut, der ist frey, um, zwischen Schmerz und Lust,
Zur Freyheit kämpfend fortzuschreiten.
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menschenbrust,
Und dieses nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der sucht, was die Natur verheißt.
Der Halbgott steht am Scheidewege!
Recht hat der Sinnentrieb, *recht thun* geziemt dem Geist.

Nimm weg die freye Kraft — und wag' es, zu entwirren
Den ew'gen, innern Friedensbruch,
Der uns mit uns entzweyt; dann ist ein Widerspruch,
Ein Thier ist dann der Mensch, und doch verdammt, zu irren.
Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort, mit seiner Schattenwürde? —
Doch warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Herr des Thieres nur
Betritt mit schwankem Fuß die Pfade, die er wandelt.
Warum? — Es ist der Mensch, der in dem Menschen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt immer künftig.
Das Thier ist halb vernünftig durch Instinct;
Indeß der Mensch, halb unvernünftig,
Herab von seiner Würde sinkt.

Die Weltnatur ist nie mit sich im Widerstreite;
Doch warum ist der Mensch von heute

Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern war? —
Die Freyheit leuchtet dunkelklar
In seinem Willen auf; er will, und will doch nimmer.
Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem eiteln Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fort.
Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Doch, doch verfehlt ihn nicht der Freyheit leiser Wink.
Hier, dieser Mond, der auf in seinem Busen ging,
Verfinstern mag er sich — ihn findet seine Sonne. —

Dem Menschen ward ein freyer Lebenssinn.
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben:
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.
Es ist der Freyheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh' erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edlen Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.

Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm both:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben wegzuwerfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saus't ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel greifen;
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drey Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;
Entschlossen will er untergehn.
Die dritte Nacht erscheint schwarz, wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mahl“ — ruft er aus — »hebt aus dem Fluthgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine Spur!
Zum letzten Mahle dann, ihr Himmelskerzen,
Zum letzten Mahl blick' ich zu euch hinaus!

Der hohe Weltgeist, der an seinem Herzen
Euch liebend trägt, verstößt mich nicht daraus.
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht ins sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Bedecke, Laub der wilden Nessel,
Ein dunkles Leben, voller Schmach!
Bedecke still die That, die eine harte Fessel —
Verzeih', o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon ist die Mitternacht vorüber;
Und immer zaudr' ich noch? — der Tod — ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mahl vom stillen Osten dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein Geist, wir müssen fort!" — —

Den Kampf der Freyheit ehrt, müßt ihr die That auch tadeln!
Sagt! ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Das Daseyn fiel uns zu; die Freyheit wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreyheit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreyheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.
Er fühlt die süßre Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er, mit nassem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreyheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feyert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.

Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Kerker trat!

„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein Befreyer;
Und Ketten trägt die Frevelthat." —
So spricht der Mann der Kraft, der sich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen zischen;
Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und Ruh'.
Sein Geist ist frey; den friedlichen Gebüschen
Elysiums fliegt seine Seele zu.

Die Freyheit der Vernunft ist unser wahres Leben.
Zur Führerinn ist sie, und zu Begleitern sind,
Durch dieß verschlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unsern Busen hebt,
Dann strömen sie die Gluth auf unsre Wangen;
Oft aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reitz der Sinne webt.
Sie dürfen nicht mit der Vernunft entschwärmen,
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor,
Doch auch kein Fruchthalm reift; und die erhabne Ceder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.

Gefühle tanzen gern, im holden Zauberschimmer,
Der Fantasie, mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sey immer
Die richtende Gebietherinn,
Ihr freyes Machtgeboth der Leitstern, der uns führet.
Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebens-Melodie.
Dieß ist das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menschen wallt und wogt die Fluth der Leidenschaft,
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Insel thront, mit Herrscherwürd' und Kraft,
Die frey gebiethende Vernunft hinauf gerettet,
Zu überschauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe!
Da herrsche nie die wilde Fluth hinauf!
Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freyheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraus't, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.

Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespült.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyder=Kampfe stählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will.
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahndungsvoll, und schnell und schneller

Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwey erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!“ —

Zauber sprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede,
Aber, wie mit Schmach bedeckt,

Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage"
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein."

„Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit." —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlich're Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freye Sieger fällt
Überwunden in die Garne,
Die der Reitz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm ans Herz,
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen
Seines Geistes letzten Schwung;

Auf dem Öta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freye Seele schwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterspur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher sich an dem erhabnen Schimmer
Der Geistesfreyheit selig schaut,
O! wie erscheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zusammen baut!
Der Thron-Coloß stürzt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen schon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,

Und fühle dich in deiner Geisteswürde
Hoch über sie hinaus gestellt!

Der Tag verschied, er ging verstummend unter;
Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun tritt hinaus in diese dunkle Pracht!
Wie feyerlich ist sie! wie heilig! Schau hinunter
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgestalten ziehn still feyernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief ins Ewige hinaus die Riesenglieder!
Siehst du den Menschen noch vor dieser Fluth des Lichts?
Dieß Anschaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkor,

Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf ist: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Äther-Flur,
Durch welche freye Geister wandeln.
Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf ist: Handeln.

Das Leben der Vernunft, der Freyheit helle Spur,
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu heben.
Verwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief und tiefer schon des Lebens Sonne steht,
Dann rettet die Vernunft aus den zerstörten Lauben,
An denen schon die Zeit den letzten Kranz verweht,
Sie rettet sich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Verwüstung geht,
Und zu der Tugend spricht: »Dein Kranz wird nicht verwehen;
Du bleibst, ob hinter dir dein Schatten auch verschwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels ist, und keinen Himmel fand.“ —

Tritt hin zur feyerlich geheimnißvollen Pforte,
Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhellt!
Da tönen noch die seelenvollen Worte:
„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geisterwelt!" —
Dieß war der letzte Ton von einem schönen Liede,
Das in der zarten Frühlingsblüth' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh' die Abendstille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung.
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch breche —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall noch zu deinem Herzen spreche:
»Die Tugend kann nicht untergehn!" —
Und führe mich durch all die reichen Blüthengänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing.
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging.

Die Ruhe schwebe dort, wo Hehra zu dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sey der Raum, wo sie die offnen Arme

Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug!
Der Hügel sey geweiht, wo, sanft von Lichtgewölken
Umleuchtet, Hehra ging! geweiht das Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angernelken
Und holden Engelkindern saß!

Und wo sie bethete, da winden Epheu-Ranken,
Zur Tempelwölbung, sich am Lindenstamm hinauf!
Da schreck' ein tiefes Graun erschütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!
Dir aber säus'le von der Lindenkühle
Der Friede zu, der sich in Hehra's Seel' ergoß,
Wenn die Begeisterung erhabner Gottgefühle,
Wie Harfenlaut von ihren Lippen floß.

Ihr ganzes Leben war die sanfte Äols-Harfe,
Worin ein zartes Himmels-Echo schlief;
Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,
Verwüstende Gestürm noch Harmonieen rief.
Und ihr Verstummen — welch ein ruhiges Verschweben!
O! sanft entschlief ihr Tag; er hatte schön gewacht!
Ein Genius — es war ihr Leben —
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.

Du sahst es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes schimmerte. Er nahte, wie die Ruh',
Und lächelte, und sprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel seinem Himmel zu.

Gefeyert sey, vor allen Tempelstellen,
Der Hügel, wo sie ruht, in seiner Rosenluft!
Ein Himmelsahnden weht in jenem Lindenduft.
O sieh, der Rasen bebt, als schlüg' er Blumenwellen
Empor an die geweihte Gruft.
Und jener Abend, den die Sommerblüthe schmückte,
Der, wie ein schlafender, begränzter Tag,
Auf dessen Antlitz noch ein blasses Lächeln zückte,
Sanft der Natur im Arme lag,
Der Sternenabend — ernst, wie das beseelte Schweigen,
Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geister stehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den Trauerzweigen
Auf Hehra's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor diesem ernsten Zeugen
Befrage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,

Aus dem Gefühl, das von der Ahndung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart? —
O, alles dieß sind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn,
Wird jede Geistesblüth' entschleyern,
Und wird das große Wiedersehn
Der Tugend und der Liebe feyern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die schattenden Gestalten, werden schwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird sich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und sanftern Hügeln,
Im zarten Schleyer, der es hüllt,
Das innre Leben reiner spiegeln.

Jenes Rosenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren;
Nicht was die Gestalt umblühte;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht.

Hehra's Lebens-Melodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.
Wohl wird jedes Engelleben
Himmlischer den Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.

Wie ein weicher Flötenlaut
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen.
Das ist Hehra! wirst du rufen.
O! dann wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut.

Ja, Freund, wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freu'n;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edlen frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, stiller wird's um seine Tugend seyn.
Erheben wird sie sich auf freyerm Flügel
Hin durch das neue Reich der Zeit;
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit, Gedanke, der du Leben
Und Licht ins Daseyn strahlst, und über Zweifel siegst!
Wie hoch kannst du den Menschen heben,
Wenn du den Menschen überfliegst!

Unsterblichkeit! dir bringe dann die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weihest am Natur-Altar
Es ein zu seinem Götterthume.

Wenn Grau'n der Nacht an meinem Pfade lauscht:
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle.
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauscht,
Zur Ruhe deiner Geisterstille.

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längst versunkne Trümmer,
Du trittst hervor in deinem leisen Schimmer,
Wie eine rettende Gestalt.

Du winkst, wenn mir die letzte Thrän' entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf.
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum ersten Gesange.

V. 359. Das Unternehmen des tapfern Corsen San Piedro gegen die Genueser, die Unterdrücker seines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolge. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit seiner Gattinn, Vanina Ornano und seinen beyden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterstützte Versuche zur Wiedereroberung der entrissenen Freyheit einzuleiten. Die Genueser wendeten sich an Vanina, mit dem Erbiethen, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die der Einziehung zugesprochenen Güter zurück zu geben, wenn sie die Rückkehr Piedro's nach Corsica bewirken würde. Vanina schwankte lange, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte, und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Corsica zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einhohlte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlaments zu Aix. Piedro forderte trotzig vom Parlamente sei-

ne Gattinn; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sclaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blicke, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht. — „Piedro," spricht sie, »darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro ruft den Sclaven zurück, bittet seine Gemahlinn um Verzeihung der Schmach, die er ihr zuzufügen im Begriffe gewesen sey, und — — erdrosselte sie mit eigener Hand. — Herr Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

V. 362. Eumeniden, Rachegöttinnen.

V. 417. Pharus, ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten oder Klippen und Sandbänken dienet.

Zum zweyten Gesange.

V. 77 und 78. Zenith und Nadir — zwey Puncte an der Hohlkugel des uns umgebenden Himmels. Zenith ist der Punct gerade über unserem Haupte; Nadir der Punct gerade unter uns, an der Seite des Himmels, der die entgegen gesetzte Hälfte der Erdkugel umgibt.

V. 338—344. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den

südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das so genannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stieres: jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die ersteren werden die Regensterne genannt.

V. 345. Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben der Leyer in der Milchstraße.

V. 365. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 380. Dioscuren — Söhne Jupiters, Castor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt: von diesen beyden, aus den Eyern der Leda entsprungenen Brüdern sey Castor sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Castor fiel in einem Zweykampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bath den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beyde wurden unter die Sterne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. 384. Die Jungfrau. — Dieses Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der schönsten und größten im Thierkreise.

V. 387. Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. 390. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels im Bootes, dem so genannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. 395. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwey Haufen kleiner, fast wie ein

lichtes Nebelgewölk erscheinender Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. 399. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite im Sternbilde des großen Hundes.

V. 403. Uranus ist ein zu unserem Sonnen-Systeme gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

V. 409. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnen-Systemes.

Zum dritten Gesange.

V. 309. Cassandra — eine Tochter Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apollo die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Thrones und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

V. 314—332. Peneus — Fluß in Griechenland. Hellas — der alte Nahme Griechenlands. Charis — Huldgöttinn, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

V. 349. „Erhabne Worte spricht der Hain« u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Göttersprüche vernehmen ließen. Der Dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiters.

V. 352. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleyert die zarten Vorstellungen von Seyn und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der grö-

dern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossinn der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nachzuforschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber, auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die nach ihrem Wunsche ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewaffnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreyen. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken. Sie zitterte, und ein brennender Öhltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott aufzusuchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Götter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. — So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

V. 104. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

V. 375. Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexico. Er gab im Jahre 1542 eine Schrift heraus:

über die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Carln dem Fünften. Eine zweyte Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beyden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sclaverey verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehre, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun! Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freylich, leider! den Tyrannen West-Indiens vor, die den christlichen Indiern abzunehmenden Sclaven-Ketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende Sclaven-Handel, gegen den der Genius der neueren Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer absichtlich vergeblichen Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch Spanischen Despotismus zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

V. 415. Vesta — die Göttinn, welche den Erdkreis mit heiliger, unverlöschbarer Gluth belebte. Ihr geheim-

nißvolles Wesen hüllt die Fabel in einen keuschen Schleyer. Sie ist eine jungfräuliche Gottheit; daher ihr Gottesdienst von geweihten, keuschen Jungfrauen verwaltet wurde.

V. 435. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Nahmen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt nach ihr den Nahmen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

V. 442. Aonischer — oder Griechischer Gesang. Der Aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

V. 256. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freyheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O Tugend! ist das dein Lohn?“

V. 281. Büffon starb an dem schmerzhaften Übel, die Grieskrankheit genannt.

V. 372. Tiberius, Roms tyrannischer Gebiether, vermochte die Heucheley nicht durchzusetzen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gespenste seiner Schande nach der einsamen Insel Capräa, setzte dort seine Gräuelthaten fort, und kam seit dem nicht mehr nach Rom zurück.

V. 380. „Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht“ u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattinn und die Kinder des von ihm überwundenen, und von Macedonischen Soldaten getödteten

Darius, gegen die Sitte der damahligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld aufnahm, und sie einer würdigen Behandlung übergab.

V. 431. „Die Frevlerinn dort hört die Wetterwolke schelten" u. f.

Montespan, Ludwigs des Vierzehnten Maitresse, führte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog. Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte, durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

V. 467. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

V. 60. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achill in die Fluthen des Styx, wodurch er bis auf die Ferse, an der sie ihn beym Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im Trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

V. 103. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens den Character der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

V. 104. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Carthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer Carthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Carthago zu bewirken. Er mußte zuvor feyerlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurück zu kehren. Er kam in Rom an; aber weit entfernt, zum Frieden zu rathen, forderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fortzusetzen. Er sah voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Carthago zurück kehrte; aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

V. 152. Laren — Hausgötter, die auf dem Herde ihren Sitz hatten.

V. 215. Als Cäsar ermordet war, theilten drey Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten Römischen Staat. Sie opferten, um sich auszugleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

V. 223. Philipp der Zweyte von Spanien, dieser düstere Tyrann war der Leibeigene dreyer Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuthes und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügen-System. Seinen nächtlichsten Gräuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Humanität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, forderte er Glauben mit dem Schwerte in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuer-

sten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebethen ankundigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtsamste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

V. 365. Die beyden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Consul, ließ beyde vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriediget waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühle, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

V. 431. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverläugnung und der freyen Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefem Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Übergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reitzen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlinn, ungeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlinn Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerinn,

und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des vom Herkules getödteten Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feyerlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Öta bringen, um durch einen freywilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Gluth; und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

V. 452. Tellus — die Erde.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK
IN
AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tiedge, Christoph August,

Urania

Wien 1817

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 6986
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11262657-7